Band XX. Heft 1.



KANT-STUDIEN.

PHILOSOPHISCHE ZEITSCHRIFT

UNTER MITWIRKUNG VON
E. ADICKES, H. COHEN, J. E. CREIGHTON, B. ERDMANN,
R. EUCKEN, P. MENZER, A. RIEHL, W. WINDELBAND
UND MIT UNTERSTÜTZUNG DER „KANTGESELLSCHAFT"

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HANS VAIHINGER UND DR. BRUNO BAUCH
PROFESSOR IN HALLE PROFESSOR IN JENA



BERLIN,
VERLAG VON REUTHER & REICHARD
1915.

WILLIAMS & NORGATE, LONDON.
LEMCKE & BUECHNER, NEW YORK.
H. LE SOUDIER, PARIS.
CARLO CLAUSEN, TORINO.

Jährlich 4 Hefte. Abonnementspreis Mk. 12.—
Einzelne Hefte, je nach Umfang, Mk. 5.— bis Mk. 6.—
Redaktionsschluss am 12. März 1915. — Ausgegeben zum 25. März 1915.

Logische und ontologische Wirklichkeit.

Von N. Hartmann.

Man ist heute in der Logik und Erkenntnistheorie gewohnt, die Wirklichkeit wie etwas Untergeordnetes, Unwichtiges anzusehen. Es genügt, ihrer als des unbestrittenen Ausgangspunktes bestimmter Gedankengänge gewiss zu sein. Das logische Interesse haftet nicht an ihr, sondern an Möglichkeiten und Notwendigkeiten, auf welche jene Gedankengänge hinausführen. Überall, wo die Forschung auf Zusammenhänge, Abhängigkeiten, Bedingungen, oder auf die Aufweisung von Aprioritäten hinzielt, lässt sich diese Interesseneinstellung aufzeigen.

Zusammen mit Möglichkeit und Notwendigkeit bildet die Wirklichkeit eine logische Sphäre, aus der sie — aller Wertverschiebung ungeachtet — nicht losgerissen werden kann: die Sphäre der sog. Modalität. In diesem Zusammenhang kommt sie meist formal so weit zu ihrem Recht, dass ihr eine logische Stelle eingeräumt wird. Aber auch hier verliert sich selten die überlieferte Inaktualität ihres Problems und macht sich in Fassungen fühlbar, die der Wucht des natürlichen Wirklichkeitsbewusstseins nicht im mindesten entsprechen.

Die Fehlerquelle liegt hier, wie so oft, in der Unterschätzung des scheinbar Selbstverständlichen. In gewissem Sinne ist eben ein Wirkliches immer schon vorausgesetzt und als „gegeben" akzeptiert, wo Fragen irgendwelcher Art verfolgt werden. Und in der Natur der Fragestellung liegt es, dass sie vom Gegebenen fort zu etwas anderem hinleitet, das nicht gegeben ist. Darin stecken zwei falsche Voraussetzungen: 1. dass das Gegebene selbst bekannt (problemfrei) ist, und 2. dass das Wirkliche nichts anderes als das Gegebene ist. Die erstere ist in anderem Zusammenhange oft gerügt worden; und es genügt daher auf ihr Vorhandensein in der traditionellen Fassung der Wirklichkeit hinzuweisen, um

sie zu entkräften. Die zweite Voraussetzung aber ist zäher. Sie bricht auch dort immer wieder durch, wo sie durchschaut und theoretisch abgelehnt wird. Ihre unaufgehobene Geltung ist heute, wie in alter Zeit Standpunkten der heterogensten Art gemeinsam.

Die Sphäre der Modalität zeichnet sich in der Reihe der anderen logischen Problemsphären durch eine gewisse Ablösbarkeit aus. In der Tiefe freilich gibt es Unterströmungen, welche die allerstraffste gegenseitige Bindung zeigen. Aber nicht jede logische Untersuchung dringt in diese Tiefe. So kommt es, dass die mannigfachen Fehler, die sich berühmte Systeme gegen das Problem der Wirklichkeit haben zuschulden kommen lassen, relativ belanglos im Ganzen der philosophischen Gedankengänge dastehen. An sich selbst betrachtet dagegen gewinnen sie eine um so grössere Bedeutung, die noch beträchtlich wächst, wenn man den Blick auf die verbindende Unterströmung einstellt.

Alle objektiv inhaltlichen Seinsstrukturen haben eine modale Kehrseite — ähnlich wie alle Synthesen eine analytische Kehrseite haben. Der breite Strom des logischen Interesses wendet sich aber vorwiegend der Struktur als solcher zu, nicht dem Seinsmodus, oder der Komplexion der Seinsmodi, in der sie ruht. Alle Forschung nach dem a priori zeigt diese Einstellung; und selbst die spezielle Untersuchung über dessen empirische Spezialfälle kommt selten über sie hinaus. So bildet das gesamte Gebiet des Konstruktiven — man könnte auch mit Kant sagen des Konstitutiven, wenn dieses bei ihm nicht anderweitig beschränkt und dem Regulativen gegenübergestellt wäre, — den gegebenen Gegensatz zum gesamten Gebiet des Modalen. Und diese Unterscheidung ist es, von der aus gesehen das Problem des Wirklichen seine Prägnanz gewinnt.

Dass die modalen Begriffe nicht alsolut eindeutig sind, ist eine ziemlich alte Einsicht. Doch haben sich Untersuchungen über diesen Punkt vorwiegend der Möglichkeit und Notwendigkeit zugewandt. Eine Unterscheidung wie die zwischen formaler und materialer Möglichkeit — Widerspruchslosigkeit und realem Zutreffen von Daseinsbedingungen — ist geradezu populär geworden. Über das Verhältnis dieser Gegensätze ist dagegen keineswegs Einstimmigkeit vorhanden. Um ein bedeutendes schwerer ist schon die Fassung der Notwendigkeit. Und beinah unbebaut ist das Problemfeld der Wirklichkeit. Es gibt unzählige metaphysische Erklärungen des Wirklichen, aber immer nur in konstruktiver

Hinsicht. Und selbst die wenigen rein modalen Untersuchungen, die wir über die Wirklichkeit als solche haben, sind zumeist schon beeinflusst von Gedankenketten der konstruktiven Seite. Dabei bleiben die einfachsten Fragen ununtersucht, wie die nach dem Verhältnis der verschiedenen Arten von Wirklichkeit, z. B. des Naturwirklichen, zum ethisch Wirklichen oder zum ästhetisch Wirklichen; oder des konkret Wirklichen zum abstrakt Wirklichen, etwa mathematischer Existenz.

Die folgende Untersuchung will diese nächstliegenden Fragen zurückstellen und sie auch später nur zum Teil berücksichtigen. Es gibt eine zentrale Frage nach dem allgemeinen Wesen der Wirklichkeit; und diese kann nur von der Zusammenstellung mit Möglichkeit und Notwendigkeit ausgehen. Damit richtet sich das Problem zunächst auf die Stufenfolge der Modalitäten.

I.

Die traditionelle Logik zeigt fast durchgehend die bekannte Rangordnung des Dreischritts: Möglichkeit, Wirklichkeit, Notwendigkeit. Das will besagen: Möglichkeit bedeutet weniger, Notwendigkeit mehr als Wirklichkeit. Jene reicht noch nicht heran an sie, diese ist über sie hinaus.

Das gilt in erster Linie formallogisch, von den Geltungsmodi des Urteils. „Es kann so sein" ist weniger als „es ist so"; und „es muss so sein" will sagen: es „ist" nicht nur so, sondern es könnte auch keinesfalls anders sein. Diese Stufenfolge ist formal in sich klar und bedarf für ihre Richtigkeit keines Arguments. Eine andere Frage ist die nach Bedeutung und Geltungsgebiet. Aber formale Logik kann von ihr absehen.

Weit ernsteren Problemen begegnet man, wo man diese Stufenfolge auch auf inhaltliche Logik übertragen und als Erkenntnisstufen aufgefasst sieht. Die Mehrzahl der Erkenntnistheoretiker ist diesen Weg gegangen, in der bestimmtesten Form wohl Kant in seinen Postulaten des empirischen Denkens:

„Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung (der Anschauung und den Begriffen nach) übereinkommt, ist möglich;

„was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der Empfindung) zusammenhängt, ist wirklich;

„dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, ist (existiert) notwendig".

Hier ist die Möglichkeit des Objekts von der Form der Erkenntnis, seine Wirklichkeit von der Materie der Erkenntnis abhängig gemacht; seine Notwendigkeit aber soll in der Zusammenstimmung beider liegen. Diese Disposition ist von den meisten (auch heutigen) Kantianern festgehalten worden und geniesst ein Ansehen, das sich wohl nur durch die mangelhafte Beschäftigung mit dem modalen Problem erklärt. Ganz abgesehen von der Frage nach Wahrheit oder Falschheit dieser Zuweisung an Form und Materie, leiden diese Bestimmungen schon Schiffbruch durch ihr Herausfallen aus der modalen Sphäre in die konstruktive. Modale Definitionen sind bei solcher *μετάβασις* überhaupt nicht zu gewinnen, selbst wenn sie strukturell richtig sind.

Aber sie sind auch strukturell anfechtbar. Das zeigen schon die allereinfachsten Überlegungen. 1. Wenn Wirklichkeit an der Erkenntnismaterie allein hängt, so kann offenbar wirklich sein, was nicht mit den Formen übereinstimmt, d. h. laut Definition: was nicht möglich ist. 2. Was mit allen Formen — etwa den Naturgesetzen — übereinstimmte, ja von ihnen gefordert wäre, könnte dennoch unwirklich sein, wenn es von ihm keine Wahrnehmung, oder keinen darauf hinführenden Wahrnehmungszusammenhang gäbe. Existierende materielle Körper im Weltraum, oder ganze Systeme von ihnen, müssten also unwirklich „sein“, wenn sie dem Wahrnehmungszusammenhang entrückt sind, d. h. wenn die Erkenntnis sich nicht für oder wider ihre Wirklichkeit zu entscheiden weiss. 3. Wenn Notwendigkeit im Zusammenstimmen von Form und Materie der Erkenntnis besteht, so muss alles Notwendige auch unmittelbar wirklich im Sinne der Beziehung auf Wahrnehmung sein. Zusammenhänge der reinen Mathematik also könnten hiernach nicht notwendig sein; ebenso apriorische Zusammenhänge anderer Art. Was mit Kants eigenen Aufstellungen über das synthetische Urteil a priori keineswegs in Einklang steht. Die Notwendigkeit ist hier eben nur als Postulat des „empirischen“ Denkens, nicht als Seinsmodus alles Erkennens gefasst; sie ist sichtlich zu eng umgrenzt. 4. Was wirklich wäre (existierte), brauchte nicht auch notwendig zu sein, resp. nicht so zu sein, wie es ist. Wenn Wirklichkeit nur die eine Seite der Notwendigkeitsbedingungen erfüllt (das Zusammenstimmen mit Empfindung), so ist offenbar das Wirkliche als solches zufällig. Das würde angehen in einem indeterministischen Weltbilde, aber nicht im Kantischen, das theoretisch restlos vom Causalnexus, praktisch restlos

vom Zweck durchwaltet wird. In einer Welt, in der das Wirkliche nicht nur nicht als notwendig „erkannt" wird, sondern auch nicht notwendig „ist" — resp. zu sein braucht —, hat es überhaupt keinen Sinn nach Ursachen zu forschen und nach Zwecken auszuschauen. Beides setzt schon eine dem Wirklichen immanente ontologische Notwendigkeit voraus.

Diese vier Unstimmigkeiten, denen sich leicht einige weitere anfügen liessen, treffen nicht nur die Kantische Modalität mit ihrem zugrundegelegten Schema von Rezeptivität und Spontaneität. Sie treffen mutatis mutandis jede Fassung, die den gleichen Dreischritt der Stufenfolge im Inhaltlichen durchführen will. Eine engere Bezogenheit auf den Idealismus haben immerhin noch der erste und der dritte Punkt; der zweite und vierte dagegen sind rein modaler Natur, sie treffen das Verhältnis der „Stufen" als solcher.

Es ist hiernach leicht zu sagen: in dieser Stufenfolge kann nicht alles stimmen; es muss ein prinzipieller Fehler in ihr sein. Schwer aber ist es, den Fehler zu bestimmen und zu verbessern. Denn es leuchtet andererseits ja auch ein, dass in dieser Fassung etwas Richtiges sein muss — wenn anders sie doch immer wieder namhafte Vertreter findet. Auch hat, abgesehen von aller Stufenordnung, die Beziehung der Wirklichkeit auf Wahrnehmungsgegebenheit zum mindesten einen starken Schein für sich. Wodurch wissen wir denn von der Existenz der Dinge, wenn nicht letztlich durch Wahrnehmung? Über diese Frage und die in ihr vorgeschriebene Antwort kommt freilich keine Erkenntnistheorie hinaus. Nur ist ihr die Gegenfrage zu stellen: Warum braucht das Wirkliche auf die Gegebenheit der Wahrnehmung beschränkt zu sein? A priori lässt sich ja aufs deutlichste einsehen, dass es Wirkliches geben kann, von dem wir auf diesem Wege nicht die geringste Kenntnis haben — und möglicherweise auch auf anderem Wege nicht. Im logischen Modalwert der Existenz liegt weder das Erkanntsein noch die Erkennbarkeit überhaupt. Und auf die reine Fassung dieses Modalwertes allein kommt es hier an, nicht auf die Art seiner Gegebenheit oder die Grade seiner Erkennbarkeit. Damit aber hat die logische Frage ihren inhaltlich zentralen Sinn erreicht: sie ist ontologisch geworden und das Gnoseologische an ihr ist zum sekundären Beiwerk herabgesunken.

Soviel lässt sich nun sogleich einsehen, dass die überlieferte Stufenfolge für die Modi des Urteils als solchen richtig ist. „A

ist B“ bedeutet zweifellos mehr als „A kann B sein“ und weniger als „A muss B sein“. Und das gilt keineswegs bloss von der formalen Seite des Urteils, sondern genau so sehr auch von seinem Geltungswert im Gefüge der Erkenntnis. Im naturwissenschaftlichen Denken entsprechen diesen Stufen ganze Wertklassen des Erkennens: der Möglichkeit entspricht die Annahme (Hypothese), der Wirklichkeit die Tatsache (das gegebene Phänomen), der Notwendigkeit die Einsicht in das Warum auf Grund durchschauten Gesetzeszusammenhanges. Hier sieht man deutlich wie die Modalitätsstufen Grade der Gewissheit bilden. Die Erkenntnis steigert sich in ihnen nicht extensiv an Inhalt, sondern intensiv an Wahrheitsgewicht.

Dieser Sinn der traditionellen Stufen wird unter allen Umständen festzuhalten sein. Aber eben damit haben wir das Anzeichen für die Fehlerquelle. Gewissheitsgrade der Erkenntnis brauchen nicht Seinsgrade des Gegenstandes der Erkenntnis zu sein. Dem Rationalismus liegt zwar nichts näher als Seinsstufen mit Erkenntnisstufen zu identifizieren. Und ganz unvermeidlich wird diese Identität im Idealismus — so bei Kant. Aber das Wirklichkeitsproblem ist eines von den zahlreichen Problemen, in denen sich alle vorgefassten Standpunkte als unzureichend erweisen.

Dass etwas für die Erkenntnis Tatsache, also „wirklich“ sein kann, ohne als „notwendig“ erkannt zu sein, ist unanfechtbar wahr. Aber daraus folgt noch nicht, dass es wirklich „sein“ kann, ohne notwendig zu „sein“. Der Zufälligkeit im Urteil kann sehr wohl absolute Notwendigkeit in den unerkannten Seinszusammenhängen entsprechen. Ebenso, dass etwas als wirklich erkannt wird, ohne dass seine Möglichkeit eingesehen wird, ist eine bekannte Erscheinung; wir kennen diesen Fall an allen neuartigen und allen hochkomplizierten Phänomenen. Aber er bedeutet nicht, dass der Gegenstand wirklich „sei“, ohne möglich zu „sein“. Das Urteil der Möglichkeit ist nicht die Seinsmöglichkeit. Die Modalitätsstufen der Erkenntnis brauchen nicht zusammenzufallen mit den Modalitätsstufen des Seins, die logischen Modi nicht identisch zu sein mit den ontologischen.

Wir besitzen in der traditionellen Fassung der Modalitäten eine unumstösslich richtige subjektive Stufenfolge, eine Stufenfolge der ratio cognoscendi. Die ratio essendi braucht aber ihr nicht analog zu sein; sie kann anders ansteigen, mit anderer Stufen-

folge, anderen Bedeutungen und gegenseitigen Abhängigkeiten. Und schon die vorausgeschickten Überlegungen machen es überaus wahrscheinlich, dass diese ontologische Stufenfolge anders aussehen muss. Die Fehler der bekannten Fassung liegen eben sichtlich nicht in der erkenntnislogischen Geltung, sondern kommen erst bei Übertragung auf die seinslogische Seite zustande. Diese Übertragung aber ist unvermeidlich, solange nicht eine ontologische Stufenordnung der Modalitäten für sich herausgearbeitet ist. Offenbar liegt hier eine unerlässliche Aufgabe der Logik.

II.

Man darf sich in dieser Frage ohne Bedenken an der formalen Logik orientieren. Das Epitheton der Formalität ist ja in ihr nur eine Schutzwehr gegen die Last des Erkenntnisproblems, das dem Begriff und Urteil anhaftet, wenn man sie in ganzer Bedeutungsfülle nimmt. Das Gewicht ontologischer Geltung wird dabei nicht geschmälert. Bei Aristoteles konnte die Logik unmittelbar in Metaphysik übergehen, weil sie von vornherein mehr als Seinslogik denn als Denklogik gedacht war. Und sowohl die mittelalterlichen Logiker als die Rationalisten der Neuzeit haben diese Tiefeneinstellung der formallogischen Probleme bewahrt. Sie hielten in der Essenz die Formen möglicher Existenz in der Hand.

Alle Einteilung beruht auf dem Gegensatz. Mit dem Gegensatz der Seinsmodi und ihrem tertium comparationis (welches in diesem Falle das Sein überhaupt bildet) muss die Stufenfolge sich eindeutig herausarbeiten lassen.

Die Gegensatzanalyse der Wirklichkeit zeigt inbezug auf die beiden anderen Glieder ein negatives Bild. Wirklichkeit steht weder zu Möglichkeit noch zu Notwendigkeit in direkter Gegensatzbeziehung. Ihr Gegensatz ist das „Unwirkliche", die Aufhebung des Daseins, das Nichtsein. Das Unwirkliche bedeutet an sich genommen weder das Mögliche noch das Unmögliche, weder das Notwendige noch das Nichtnotwendige. Es kann aber sehr wohl jedes von diesen bedeuten, ohne dass sich sein modaler Sinn als Unwirkliches verschiebt. Es steht indifferent zu Möglichkeit und Notwendigkeit. Deswegen braucht das Wirkliche nicht indifferent zu ihnen zu stehen; so muss es z. B. evidenterweise zum mindesten möglich sein. Aber diese positive Beziehung ist nicht die des Gegensatzes, sondern die der Abhängigkeit — also komplizierterer Natur.

Anders die Möglichkeit. Sie steht in offenkundiger, obwohl höchst eigenartiger Gegensatzbeziehung zur Notwendigkeit. Das Fehlen der Möglichkeit bedeutet unmittelbar eine Art von Notwendigkeit: Unmöglichkeit ist negative Notwendigkeit. Das lässt sich bis in das Verhältnis von S und P im Urteil verfolgen. Wie die Allgemeinheit des Urteils auf der Notwendigkeit der Zugehörigkeit von S und P beruht, so die negative Allgemeinheit des Urteils auf der Unmöglichkeit eben dieses Zugehörens. „Kein A ist B" ist richtig, wenn A unmöglich B sein kann.

Genau entsprechend verhält sich die Notwendigkeit zur Möglichkeit. Das Fehlen der Notwendigkeit bedeutet unmittelbar negative Möglichkeit. Nicht-Notwendigkeit ist die Möglichkeit des Nichtseins. Da sich aber im Modus der Möglichkeit Sein und Nichtsein des Gleichen nicht ausschliessen, sondern immer — das ist das Eigentümliche dieses Seinsmodus — zwei coexistierende Möglichkeiten bilden, so bedeutet die Nicht-Notwendigkeit mittelbar auch die positive Möglichkeit. „A ist nicht notwendig B" heisst somit zugleich; „A kann B sein, es kann aber auch nicht B sein".

Hieraus ergeben sich zwei Konsequenzen, die ein Licht auf die Stufenfolge der ontologischen Modalitäten werfen.

1. Möglichkeit und Notwendigkeit stehen in unmittelbarer Gegensatzbeziehung; nicht zwar so, dass die eine den Gegensatz der anderen einfach ausmachte; wohl aber so, dass das kontradiktorische Gegenteil der Möglichkeit (die Unmöglichkeit) unmittelbar unter den Oberbegriff Notwendigkeit fällt, das kontradiktorische Gegenteil der Notwendigkeit aber unmittelbar unter den Oberbegriff Möglichkeit. Das zeugt deutlich von der engen Verwandtschaft beider modalen Begriffe. Sie stehen in ursprünglicher Bezogenheit aufeinander, liegen gleichsam auf einer Linie. Nichtsdestoweniger sind sie nicht gleichwertig, sondern Notwendigkeit ist am Sein — genau so wie im Erkenntnisgebiet — die höhere Stufe, der vollere, positivere, seinshaltigere Modus.

2. Die Wirklichkeit dagegen liegt ausserhalb dieser Gegensatzlinie. Sie fällt gleichsam in eine andere modale Dimension. Möglichkeit und Notwendigkeit stehen vollkommen gleichgültig zu ihr, sie involvieren sie nicht. Diese Aussenstellung zur Gegensatzlinie „Möglichkeit — Notwendigkeit" macht es unmöglich, die Wirklichkeit ontologisch als Mittelstufe zwischen jenen beiden zu fassen. Es ist hier falsch, wenn man sie für mehr als Möglichkeit

aber weniger als Notwendigkeit gelten lässt; sie hat dafür garnicht die genügende logische Nachstellung zu beiden. Sie fällt in ein anderes Genus des Seinswertes. Inbezug auf jene aber ist sie entweder unterhalb oder oberhalb von deren ganzer Modalsphäre anzusetzen. Nun kann sie unterhalb der Möglichkeit nicht zu liegen kommen, weil Möglichkeit offensichtlich hinter der Wirklichkeit zurücksteht — sie bedeutet ja Unentschiedenheit zwischen wirklich und unwirklich. Also wird Wirklichkeit wohl oberhalb der Notwendigkeit anzusetzen sein; was sich hier freilich noch nicht durchschauen lässt.

III.

Die formallogische Analyse ergibt die Rangordnung: Möglichkeit, Notwendigkeit, Wirklichkeit. Diese ist zunächst weder klar noch vollständig. Es fehlt das positive Verhältnis der Wirklichkeit zu den beiden Unterstufen. Und es fehlen die negativen Modi: Unwirklichkeit und Unmöglichkeit. Neben diesen fünf Modi (zwei negativen und drei positiven) kommt der dritte negative Modus, die Nicht-Notwendigkeit nicht selbständig in betracht; sie fällt, wie gezeigt, ihrer Seinsstufe nach mit der Möglichkeit zusammen.

Von den fünf Modi gehören drei der Gegensatzlinie von Möglichkeit und Notwendigkeit an. In dieser Sphäre bildet die Möglichkeit die Mittelstufe, die Unmöglichkeit das Minimum und die Notwendigkeit das Maximum an Seinswert. Die beiden übrigbleibenden bilden eine eigene Gegensatzsphäre ohne Mittelglied, mit Unwirklichkeit als Minimum und Wirklichkeit als Maximum an Seinswert. Nimmt man dazu, dass einerseits Unwirklichkeit weniger negativ als Unmöglichkeit und negativer als Möglichkeit ist, also modal zwischen diesen beiden stehen muss, und dass andererseits Gründe vorliegen, die Wirklichkeit oberhalb der Notwendigkeit anzusetzen, so ergibt sich unter Beibehaltung der Heterogeneität beider Sphären folgende aufsteigende Rangordnung:

	↑	
—		Wirklichkeit
Notwendigkeit		—
Möglichkeit		—
—		Unwirklichkeit
Unmöglichkeit		—

Will man das positive Verhältnis dieser Modi zueinander gewinnen, so muss man von der Frage ausgehen, wie sie einander

anziehen und abstossen. Prinzipiell möglich sind von jedem Modus zu jedem dreierlei Verhaltungsweisen; entweder er involviert den andern (kann nicht bestehen ohne ihn), oder er schliesst ihn aus (kann nicht zusammenbestehen mit ihm), oder er steht indifferent zu ihm (kann sowohl ohne als mit ihm bestehen).

Innerhalb jeder der beiden Gegensatzsphären involvieren die Modi einander nicht, Sie schliessen einander zumeist aus; in ihnen überwiegt eben innerhalb der Sphäre die Gegensatznatur. Nur Möglichkeit und Notwendigkeit zeigen eine grössere Nahstellung zu einander: sie stehen indifferent einander gegenüber, sie können sowohl mit als ohne einander bestehen. Von der Möglichkeit ist das einleuchtend; das Mögliche kann auch notwendig sein, braucht es aber nicht zu sein. Von der Notwendigkeit ist es weniger durchsichtig. Das naive Denken ist gewöhnt, alles Notwendige auch für möglich zu halten. Wie könnte etwas denn gar notwendig sein, wenn es nicht einmal möglich wäre? Aber man denkt dabei tatsächlich an das Wirkliche, und nicht an ein bloss Notwendiges. Das Wirkliche muss freilich zum mindesten möglich sein. Aber das Notwendige braucht nicht wirklich zu sein. Wir nehmen nur fälschlich die Beispiele für das Notwendige aus dem uns nächstliegenden Gebiet des Wirklichen. Die tatsächliche Indifferenzstellung zur Möglichkeit sieht man, sobald man ein Beispiel von ausserhalb der Wirklichkeitssphäre heranzieht. Um den absoluten Wert einer transzendenten Zahl zu gewinnen, ist es notwendig, eine Unendlichkeit von Gliedern einer convergierenden Reihe zu durchlaufen; aber eben das ist dem menschlichen Verstande unmöglich. Es kommt daher auch nicht zum „wirklichen" Erfassen des absoluten Wertes; ohne dass deswegen jene Notwendigkeit weniger zu Recht bestände. Sie besteht eben unabhängig von Möglichkeit und Unmöglichkeit; d. h. sie steht ebenso indifferent zur Möglichkeit, wie diese zu ihr.

Wichtiger ist das Verhältnis zwischen den Modi verschiedener Sphären. Unmöglichkeit involviert unbedingt Unwirklichkeit; das Unmögliche kann nicht wirklich sein. Unwirklichkeit dagegen involviert die Unmöglichkeit nicht; sie steht indifferent zu Möglichkeit und Unmöglichkeit. Sie steht aber auch indifferent zur Notwendigkeit. Das Unwirkliche kann nämlich auch notwendig sein, sofern dieser Notwendigkeit die Möglichkeit ihrer Realisation fehlt; wie das Beispiel der transzendenten Zahl zeigte. Die Unwirklichkeit steht also indifferent sowohl zur Möglichkeit als zur

Notwendigkeit, nicht aber zu ihrer Synthese. Diese allein schliesst sie aus.

Das letztere Verhältnis nun kehrt sich um: Möglichkeit und Notwendigkeit stehen, jede für sich genommen, indifferent zur Unwirklichkeit. Und eben damit stehen sie, jede für sich, auch indifferent zur Wirklichkeit. Sie involvieren sie noch nicht, obgleich sie — als die positiven Modi — offenbar in unmittelbarer Sachbeziehung zu ihr stehen. Nimmt man aber Möglichkeit und Notwendigkeit zusammen, so schliessen sie Unwirklichkeit aus und involvieren die Wirklichkeit,

Endlich die Wirklichkeit ihrerseits schliesst Unmöglichkeit und Unwirklichkeit von sich aus — evidenterweise, denn beide würden das Wirkliche aufheben. Daraus aber folgen unmittelbar zwei positive Beziehungen. Dasjenige, dessen Unmöglichkeit ausgeschlossen ist, ist eben damit möglich; und dasjenige, dessen Unwirklichkeit ausgeschlossen ist, ist eben damit notwendig. Also involviert Wirklichkeit sowohl Möglichkeit als Notwendigkeit; sie enthält sie in sich als ihre Momente. Sie ist also an modalem Seinswert mehr als jede von diesen und steht mit Recht in der Stufenfolge der Modi noch oberhalb der Notwendigkeit. Sie enthält eben ausser ihr noch die Möglichkeit. Zugleich ist mit der Synthese von Möglichkeit und Notwendigkeit auch der modale Sinn der Wirklichkeit durchaus erschöpft. Sie besteht ganz in dieser Synthese; es gibt ja auch darüber hinaus keine modalen Momente, die sie etwa noch enthalten könnte. Man darf also die Synthese von Möglichkeit und Notwendigkeit als genaue modale Definition der Wirklichkeit ansehen.

Somit führt die Analyse der intermodalen Verhältnisse auf die erste positive Bestimmung der ontologischen Wirklichkeit hinaus — im Gegensatz zu allen modalen Charakteren der „Wirklichkeitserkenntnis". Man kann den Gegensatz logischer und ontologischer Modalität hier schärfer als sonst wo sehen. Um etwas als wirklich zu erkennen, brauche ich keineswegs zu erkennen, wieso es möglich ist, oder gar dass es notwendig ist. Beides sind Fragen die, konstruktiv ausgedrückt, auf Gründe und Bedingungen gehen; man kann aber sehr wohl erkennen, dass etwas so ist, ohne im geringsten auch nur darauf zu reflektieren, warum überhaupt es so sein kann oder muss. In aller schlichten Gegenstandswahrnehmung liegt dieser Erkenntnisfall vor; in stärkster Wirklichkeitsbetonung haben wir ihn vielleicht in der inneren

Wahrnehmung von Zuständen und Akten des Bewusstseins. Die Erkenntnis eines Soseins braucht eben die Erkenntnis seiner Gründe und Bedingungen nicht zu enthalten; das Resultat erscheint für das Erkennen gleichsam abgetrennt von seinen Komponenten. Dagegen das wirkliche So-beschaffen-„Sein“ eines Dinges ist nicht abtrennbar von der Totalität seiner Bedingungen; es ist evident, dass das Fehlen oder auch nur die geringste Änderung einer Bedingung, sogleich eine Änderung an ihm selbst bedeuten müsste. Es enthält die ganze Reihe seiner Bedingungen in sich. Aus diesen seinen Bedingungen heraus ist es aber, sofern jede von ihnen unentbehrlich ist, möglich, und sofern sie alle zusammen zureichend sind, notwendig. Die Paradoxie besteht also zurecht, dass die Wirklichkeit ontologisch Möglichkeit und Notwendigkeit voraussetzt, gnoseologisch aber indifferent zu ihnen steht. Dass in logischen Untersuchungen diese beiden Kehrseiten der Wirklichkeit meist nicht sauber auseinandergehalten worden sind, ist eine Tatsache, die den Wirklichkeitsbegriff und mit ihm das ganze Gebiet der Modalität zweideutig gemacht hat. Auf diese Fehlerquelle lassen sich verhängnisvolle Irrtümer zurückführen. Eine ganze Reihe idealistisch-rationalistischer Scheinbeweise hat gerade in dieser Unklarheit Argumente gesucht und gefunden.

Unter den Bedenken, die man gegen diese Aufstellung erheben kann, sind zwei von prinzipieller Art. Sie zielen in entgegengesetzter Richtung. Die eine Ansicht will Wirklichkeit auf der Notwendigkeit allein basieren, die andere lässt die Notwendigkeit ganz fallen und will die Wirklichkeit ohne ihr Zutun, wie etwas ihr Gleichgültiges fassen. Diese Einwände lassen Missverständnisse offen, wenn sie nicht widerlegt werden.

Genügt also Notwendigkeit allein, um etwas wirklich zu machen? Es liegt dem natürlichen Denken nahe genug zu glauben, dass wenn etwas bloss notwendig ist, es eben dadurch schon wirklich sein müsse. Die Voraussetzung dabei ist, dass Notwendigkeit mehr ist als Wirklichkeit. Es ist doch mehr, einzusehen, dass es etwas notwendig ist, als dass es bloss da ist. Sieht man also ein, dass es so sein muss, so weiss man doch auch, dass es so ist. Darin sind zwei Fehler. Erstens handelt es sich nicht um das Erkennen, sondern um das Sein der Sache. Und zweitens trifft das nicht einmal für die Erkenntnis immer zu. Tatsächlich sind wir gewohnt, Notwendigkeiten immer schon mit Möglichkeiten

zusammenzuschauen; denn weil am Sein, d. h. an der uns bekannten Wirklichkeit, immer schon beide vertreten sind, das Notwendigsein uns aber als das Wichtigere mehr in die Augen fällt, so sind wir geneigt, die Möglichkeit zu übersehen. Man braucht aber dagegen nur die Möglichkeit einmal ausdrücklich wegzudenken, so sieht man, dass auch die Wirklichkeit hinfällt; denn ihr Fehlen bedeutet ja gerade, dass aller wie immer absoluten logischen Gefordertheit zum Trotz das betreffende Etwas nicht wirklich sein kann. Dieses Nicht-wirklich-sein-können heisst eben Unmöglichkeit. Ob es den Fall solchen Auseinanderklaffens von Möglichkeit und Notwendigkeit überhaupt gibt, ist eine andere Frage. Tatsächlich wird man ihn auf theoretisch-ontologischem Gebiet nicht finden. Aber die Modalitäten erstrecken sich ja weit über das Theoretische hinaus. Und auf praktischem Gebiet mangelt es nicht an Beispielen dieser Art. Übrigens ist die modale Struktur der theoretischen Wirklichkeit unabhängig davon, ob es anderswo anderes gibt.

Ernster ist vielleicht die andere Frage: ist wirklich Notwendigkeit erforderlich, um Wirklichkeit herzustellen? Kann es etwa nicht zufällige Wirklichkeit geben? Wir stehen in diesen Untersuchungen noch diesseits aller besonderen standpunktlichen Prägung. Wir können uns also skrupellos auf den Standpunkt des Indeterminismus stellen, an welchem, wenn man ihn konsequent durchführt, eben dieses das Eigentümliche ist, dass alles Wirkliche zufällig ist.

Dieser Frage ist zunächst eine Gegenfrage anzureihen. Die Möglichkeit allein tut es offenbar nicht; sie reicht nicht aus zur Wirklichkeit. Was also kommt hinzu zur Möglichkeit, um die Wirklichkeit voll zu machen? Etwa der Zufall? Aber was ist Zufall im positiven Sinn? Genau besehen, kennen wir ihn nur als locus logicus ignorantiae. Dann ist er entweder das Nichtvorhergesehene, resp. Nichtvorhersehbare, weil in seinen Bedingungen Unverstandene, also nur ein Ausdruck für die logische Tatsache, dass es Wirklichkeitserkenntnis ohne Notwendigkeitserkenntnis gibt; woraus, wie gezeigt, nicht folgt, dass es Wirklichkeit ohne Notwendigkeit gibt. Oder der Zufall bedeutet das Nichtbezweckte, resp. Zweckwidrige, oder auch nur Zwecklose. Vom empirisch-praktischen Standpunkt des handelnden und Zwecke verfolgenden Subjekts aus hat das seinen bestimmten, aber beschränkten Sinn. Vom ontologischen Gesichtspunkt aus kann da-

hinter unbegrenzter Notwendigkeitszusammenhang stecken. — Fasst man den Zufall aber wirklich streng ontologisch, als die bei jedem Sein und jedem Geschehen neu einsetzende, verkettungslose, ursprüngliche Spontaneität, so atomisiert man dadurch das Weltgeschehen und macht aus seinem einheitlichen Fluss einen Haufen von beziehungslosen Einzelvorgängen. Dass diese Möglichkeit formal besteht, lässt sich nicht abweisen; aber sie gewinnt ontologisch keine Aktualität, weil sie nicht in Einklang zu bringen ist mit den grossen gegebenen Seinsrelationen, z. B. dem Erkenntnisphänomen, dem Handlungsphänomen u. a. m. In so extremer Form hat auch kein Metaphysiker den Indeterminismus gefasst.

Weit exakter lässt sich die Auseinandersetzung mit dem gemässigten Indeterminismus führen, nach welchem die Geschehnisse des Weltprozesses im allgemeinen determiniert sind, aber einen gewissen Spielraum für undeterminierte Wirklichkeit offen lassen. In dieser beschränkten, aber positiven Fassung zeigt der Zufall das charakteristische Bild der metaphysischen These: sein Vorhandensein lässt sich weder beweisen noch widerlegen. Die modale Wirklichkeitsfrage ist aber so gestellt, dass sie es auch mit ihm aufnehmen kann. Und hier lässt sich an einer einfachen apriorischen Überlegung zeigen, dass auch in diesem Falle der Satz vom Enthaltensein der Notwendigkeit in der Wirklichkeit zurecht besteht. Wenn nämlich A in einem Zeitpunkte a wirklich wäre, ohne überhaupt in irgend einem Sinne notwendig zu sein, so würde es offenbar zugleich non-A sein können, d. h. es würde zugleich auch aufgehoben und unwirklich sein können; was aber nicht nur jedem ontologisch haltbaren Sinn der Wirklichkeit, sondern auch einfach dem Satz des Widerspruchs entgegen wäre. Das „zugleich non-A sein können" trifft nur im Modus der Möglichkeit zu, wie schon Aristoteles zeigt. Was aber überhaupt einmal wirklich ist, kann nicht zugleich nicht sein. Dieses „Nichtnichtsein-können" ist aber positive Notwendigkeit. Wie man diesen Zusammenhang auch drehen und kehren mag, man kommt nicht hinaus über das wesensgemässe Enthaltensein eines Notwendigkeitsmoments in der Wirklichkeit. Ist nun die letztere — wie der Indeterminismus will — in gewissen Fällen „zufällig", d. h. hat sie nicht Gründe und Bedingungen in irgend einem anderen Sein ausser sich, so bleibt einem nur die Auskunft, ihre Gründe in ihr selbst zu suchen. Hat ein wirkliches A sein „Nicht-anders-seinkönnen" nicht ausser sich, so muss es dasselbe in sich haben und

causa sui sein. Man wird diese Konsequenz, so gewagt sie ist, tatsächlich von solchen indeterministischen Denkern gezogen finden, die sich neben ihrer konstruktiven Spekulation auch um eine Bestimmung des modalen Wirklichkeitscharakters in dem angenommenen „Zufälligen“ bemüht haben. Denn ontologisch ist neben all den wertlosen negativen Fassungen des „Zufalls“ die causa sui die einzig mögliche positive.

Für den Erkenntnisgang ist die Wirklichkeit fraglos das Erste und Einfachste, und daher vielleicht gar als die niederste Erkenntnisstufe zu bezeichnen (als welche u. a. tatsächlich Fries sie gefasst hat). Wenigstens wird auf ihr fraglos am wenigsten vom Gegenstande erkannt; erst an der Frage nach seiner Möglichkeit und Notwendigkeit, d. i. nach seinen Bedingungen und Gründen, versenkt sich die Erkenntnis in die Tiefe des Seins. Dieses Sein des Gegenstandes selbst dagegen zeigt eine umgekehrte Ordnung. An ihm ist das Wirklichsein nichts Erstes und Einfaches, sondern eine komplexe Resultante mannigfaltiger Komponenten, von denen jede entweder ein Seinkönnen oder ein Seinmüssen bedeutet, deren keine aber für sich genommen genügt, um das Dasein der Resultanten zu setzen.

Dabei ist freilich nicht zu übersehen, dass auch die Erkenntnis in gewissem Sinn das Wirkliche zur höchsten Stufe, zum Zweck ihrer Bestrebungen hat. Jenes Gegebene, von dem sie ausgeht, ist gleichsam nur eine Oberflächenschicht der Wirklichkeit; und alles Vordringen in die Tiefe, alle Reflexion auf Möglichkeit und Notwendigkeit in ihr, hat wiederum ein volleres Erfassen des Wirklichen zur Endabsicht; dieses Ziel bleibt freilich ewig unerreichbar, es ist ein Ideal der Erkenntnis. Immerhin haben wir in dieser Einstellung der Erkenntnis — man darf sie wohl im allgemeinen als die wissenschaftliche bezeichnen — eine Anpassung an den ontologischen Stufengang, die ratio essendi. An dieser Einstellung hängt auch das philosophische Bewusstsein des ontologisch modalen Zusammenhanges.

Dieser Zusammenhang ist in Kürze der folgende. Alle Wirklichkeit baut sich aus Bedingungen auf. Jede dieser Bedingungen ist für sie notwendig. Jede aber bedeutet, für sich genommen, bloss die Möglichkeit des Bedingten, nicht seine Wirklichkeit. Wirklich wird es erst, wenn alle Bedingungen erfüllt sind und zusammen wirken; dann nämlich ist das Bedingte nicht nur möglich, sondern auch notwendig. Es kann dann nicht mehr ausbleiben;

es ist von der Totalität seiner Bedingungen absolut gefordert. Dieses Zusammentreffen von Möglichkeit und Notwendigkeit an den Bedingungen eines konkreten Gebildes macht eben dessen Wirklichkeit aus.

Dieser Gedanke war bereits Aristoteles geläufig, wiewohl er bei ihm viel einfacher aussieht. Die Energie resultiert, wenn die Konstellation der von verschiedenen Seiten herkommenden Dynamis zureicht. So z. B. im einfachen Fall der alogischen Potenz genügt das blosse Zusammentreffen der aktiven und der passiven Dynamis, um das Geschehen wirklich zu machen.[1]) Wobei auch gerade das Notwendigkeitsmoment hervortritt; das Zusammentreffen der beiden Möglichkeiten macht eben das Resultieren der Energie notwendig. Latent kann man diesen Gedanken bei vielen Denkern finden, oft in grosser Feinheit durchgeführt. Man kann ihn — den Postulaten des empirischen Denkens zum Trotz — durch die Kritik der reinen Vernunft hindurch verfolgen. Er liegt hier tief in die Grundkonzeption hineinverarbeitet. Alles Wirkliche (Faktische) beruht auf „Bedingungen der Möglichkeit“; das gilt sowohl von der wirklichen Erfahrung als dem wirklichen Gegenstande der Erfahrung. „Bedingung der Möglichkeit“ ist sogar als Terminus beinah tautologisch: „Möglichkeit“ des Bedingten ist nichts als der modale Ausdruck für ebendasselbe, was als Strukturmoment verstanden „Bedingung“ heisst. Es ist daher kein Zufall wenn wir in der Auflösung der Antinomien die Bestimmung finden, dass an der Erscheinung (d. h. gnoseologisch) mit der Gegebenheit des Bedingten die Reihe der Bedingungen nicht mit gegeben ist, am Dinge an sich (also ontologisch) aber wohl.[2]) Im Einklang damit steht auch der Satz: quodlibet existens est omnimode determinatum.[3]) Dieser Satz ist weit entfernt, bloss im Rahmen des transzendentalen Idealismus Geltung zu haben; er würde, wenn sich die allseitige Determination des ens realissimum begrifflich herstellen liesse, ohne weiteres das ontologische Argument rehabilitieren. Allseitige Determination, realiter verstanden, das Zusammentreffen der vollen Totalität der Bedingungen, macht eben wirklich die Existenz des Bedingten notwendig.

Das Bedingte, sofern es als geschlossener Gegenstand seine Existenz hat, zeigt gar keine Möglichkeiten und Notwendigkeiten

[1]) Aristoteles, Metaphysik Θ 5, 1048 a 5 ff.

[2]) Kr. d. r. V., 2. Ausg. 526 f.

[3]) B. Erdmann, Reflexionen Kants zur Kr. d. r. V. Nr. 1623.

an seiner Seinsweise. Es kann selbst wiederum anderes möglich oder notwendig machen. Aber alle die Möglichkeit und Notwendigkeit, die an seinen Bedingungen haftet, ist in die Wirklichkeit aufgegangen, gleichsam in sie hinein verschwunden. Der Hegelsche Doppelsinn der „Aufhebung“ drängt sich hier auf: indem das niedere Gebilde in das höhere hinein verschwindet, bleibt es zugleich in ihm erhalten. Es spielt keine selbständige Rolle mehr an ihm; aber als Bedingung bleibt es bestehen, und sein Wegfallen würde auch das höhere Gebilde aufheben. So erhalten sich Möglichkeit und Notwendigkeit im Wirklichen; aber in ihrer Totalität paralysieren sie einander gleichsam und treten hinter ihre Gesamtresultante zurück. Möglichkeit und Notwendigkeit treten überhaupt nur selbständig hervor, wo sie isoliert auftreten, wie z. B. im Haushalt der Wissenschaften. Hier kann etwas als notwendig eingesehen sein, ohne dass man seine Möglichkeit begreift; ebenso kann man unabsehbar viel Mögliches erschauen, ohne ihm eine Notwendigkeit zuordnen zu können. Und es unterliegt kaum einem Zweifel, dass solche Isolierung von Möglichkeit und Notwendigkeit auch ontologisch ihren bestimmten Sinn hat; man denke dazu etwa an Leibnizens mögliche Welten, die nicht notwendig sind, innerhalb deren aber straffe Notwendigkeit herrschen würde, wenn sie von irgendwoher den Anstoss zur Verwirklichung bekämen; oder an die Antinomie des „notwendigen Wesens“, dessen Wirklichkeit man nicht beweisen kann, weil sich seine Möglichkeit in oder ausser der Welt nicht real nachweisen lässt. Hier eröffnet sich ein Gebiet besonderer Forschung nach dem Verhältnis von Möglichkeit und Notwendigkeit. Über dieses sind die Akten heute so wenig geschlossen wie zu Wolffs Zeiten. Wir aber haben es hier nicht mit ihm, sondern ausschliesslich mit der Wirklichkeit zu tun.

Dieses aber ist das Eigentümliche alles Wirklichen, dass in ihm Möglichkeit und Notwendigkeit nicht auseinanderfallen, sondern sich total decken. Über diesen Satz hinaus lässt sich mit apriorisch-modalen Mitteln der ontologische Wirklichkeitscharakter nicht bestimmen. Es gibt im Wirklichen nichts Notwendiges, das nicht möglich wäre, und nichts Mögliches, das nicht notwendig wäre. Denn es ist eine einzige Reihe von Bedingungen, in denen beide wurzeln. In dieser Reihe wird von Stufe zu Stufe das Wirkliche mehr und mehr ermöglicht; und ist sie zur Totalität geschlossen, so resultiert aus ihr das „Nicht anders sein können“. Von nie-

deren Stufen dieser strukturellen Reihe aus kann sehr wohl anderes notwendig sein, z. B. ein allgemeiner Seinscharakter, ein genus, aber nicht das komplete, konkrete Gebilde. Erst an ihrer Totalität deckt sich die Möglichkeit total mit der Notwendigkeit. Und darin besteht die Wirklichkeit. In ihr ist kein Überwiegen der einen über die andere: beide sind im Gleichgewicht. Und indem sie sich so die Wage halten, bringen sie jenen eigentümlichen Charakter der Stabilität und Geschlossenheit hervor, welcher das Wirkliche gegen alles Fluktuieren und Schwanken der Möglichkeit (das Zugleich-sein-und-nichtsein-können), sowie gegen den unsteten, dynamischen Charakter des Tendierens in der Notwendigkeit abhebt. Wirklichkeit ist gleichsam die schwebende Ruhe des Ganzen über der wogenden Unruhe der Glieder. Die so resultierende Statik an ihr hat ihr oft fälschlich den Schein grösserer Objektivität verliehen. In Wahrheit steht diese in sich ruhende Einheit ganz jenseits alles Gegensatzes von subjektiv und objektiv. Sie kann an Bewusstseinsgebilden genau ebenso wirklich sein wie am bewusstseinsfremden Sein. Sie bedeutet auch weder logisch strukturellen Stillstand, noch ein Beharren im realen Fluss des Werdens. Der letztere gehört vielmehr mit seinem ganzen Umfang dem Reich des Wirklichen an. Nur rein modal verstanden, ist sie ein zur Einheit zusammengegangenes ruhiges Gleichgewicht.

Es gibt unter theoretischem Gesichtspunkt freilich eine Auflösung dieses Gleichgewichts der Wirklichkeit. Sie liegt auf der Erkenntnisseite und ist bekannt als Verfahren der Wissenschaft. Die strukturelle Erforschung des Wirklichen besteht im Aufsuchen seiner Gründe und Bedingungen. Sie analysiert das in der Einheit Zusammengehaltene und bekommt es so mit isolierten Bedingungen zu tun. Jede von diesen setzt bloss die Möglichkeit des konkreten Ganzen; strukturell aber involviert eine jede wiederum andere Seinsmomente (Strukturmomente) mit denen sie unlöslich zusammenhängt. So bekommt es die Wissenschaft mit Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu tun, die hier eben deshalb hervortreten und Selbständigkeit gewinnen, weil sie aus ihrer konkreten Verkettung herauspräpariert und in der Abstraktion isoliert sind.

Dabei gewinnt die Wissenschaft ihren eigentümlichen, vom ontologischen unterschiedenen modalen Standpunkt. Sie hat, wenn nicht für das Sein, so doch für sich, für ihre Methodik, Recht, wenn sie die Notwendigkeit als höchste Stufe ansetzt und die Wirklichkeit ihr unterordnet. Ihr Verfahren geht eben vom Wirk-

ichen als vom vorwissenschaftlich Gegebenen aus. In dieser]Wirklichkeitserkenntnis ist noch ein Minimum an positiver Einsicht. Indem sie das Gegebene zu verstehen sucht, gräbt sie nach verborgenen Notwendigkeiten, nach Zusammenhängen und allgemeinen Bindungen. An diesen begreift sie, was ihr in jener unverständlich war. So muss ihr unvermeidlich Notwendigkeitseinsicht als höhere Erkenntnisstufe dastehen. Konsequenterweise müsste sie freilich auch die Möglichkeit — und zwar aus gleichem Grunde — über die Wirklichkeit stellen. Dass dieses zumeist nicht geschieht, liegt vielleicht daran, dass im Verhältnis von Möglichkeit und Wirklichkeit die ontologische Grundbedeutung stärker durchklingt als in den Beziehungen beider zur Notwendigkeit. Wie überhaupt die Distanz zwischen ontologischer und gnoseologischer Bedeutung in der Notwendigkeit viel grösser ist als in den anderen Modi. Am kleinsten wird sie in der Wirklichkeit.

IV.

Die gewonnene Bestimmung der Seinsmodi erweist sich als fruchtbar an einer ganzen Reihe von Fragen. Die modalen Begriffe werden in ihrer Rückführung auf die ontologische Grundbedeutung gleichsam flüssig und leistungsfähig. Das zeigt sich am deutlichsten auf Gebieten, wo sich die Seinsweise des Objekts verschiebt. Solcher Verschiebung muss offenbar eine Umlagerung im Verhältnis der Modi entsprechen. Sind nun die modalen Begriffe richtig bestimmt, so muss sich die letztere an ihnen ohne Schwierigkeiten ergeben; sind sie falsch bestimmt, so kann die neue Seinsweise in ihnen nicht aufgehen. So gewinnt man in der Anwendung ein Kriterium der Richtigkeit ihrer Begriffsbestimmung.

Der ethische Gegenstand gibt hierfür das geeignete Beispiel. Die Gebietseigentümlichkeit des Ethischen hängt an den Begriffen: Wert, Zweck, Sollen, Wille. Die ersten drei betreffen das Objekt, der letzte die Haltung des Subjekts. Von ihnen zeigt allein das Sollen eine Angriffsfläche für die modale Frage.

Das Sollen bildet den Gegensatz zum Sein. Der theoretische Gegenstand ist ein seiender, der ethische ein „bloss seinsollender". Jener ist wirklich, dieser ist offenbar nicht wirklich. Das Seinsollende kann auch gar nicht wirklich sein; seine Wirklichkeit eben würde das Sollen an ihm aufheben. Wenn der Mensch wirklich so ist, wie er ethisch sein soll, so soll er auch schon nicht mehr so sein; er „ist" es eben dann einfach. Hier setzt

das modale Problem der Ethik ein: ihr Gegenstand ist unwirklich, er steht der Seinsstufe nach unterhalb des theoretischen Gegenstandes; und dennoch hat er einen Seinswert, einen Wirklichkeitsanspruch. Er ist ja nicht utopisch, nicht unmöglich, sondern irgendwie aktuell. Auch das liegt in seinem Charakter als Seinsollendem. Er ist gefordert. Und diese Forderung ist kein machtloses Sehnen, sondern eine aktive Kraft, ein bewegendes, schaffendes Prinzip. Es besteht die Tendenz zur Wirklichwerdung des Seinsollenden — wenn nicht direkt im Willen des Subjekts — so doch im Sollenscharakter des Objekts selbst, der diesen Willen bestimmen kann. Kurz es gibt am Seinsollenden als solchem immer schon die Tendenz der Verwirklichung.

Damit ist das ethische Objekt dem nackten Nichtsein schon enthoben. Es ist nicht einfach unwirklich, sondern gleichsam etwas zwischen Unwirklichkeit und Wirklichkeit. Die ontologische Tafel der Modalitäten zeigt nun in diesem Zwischenraum die Stufen Möglichkeit und Notwendigkeit. Aber offenbar ist an eine Gleichsetzung einer von diesen beiden mit der Verwirklichung nicht zu denken; beide haben einen sichtlich anderen Sinn; auch gehören sie beide einer anderen Gegensatzsphäre an, beide stehen ja indifferent zur Wirklichkeit, während die Verwirklichung eben in der Tendenz auf sie zu besteht. Dennoch muss man sich von diesen beiden Modi her das Verständnis für die Verwirklichung zu erschliessen suchen. Denn sie sind die Komponenten der Wirklichkeit.

Wie ist der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Verwirklichung mit rein modalen Mitteln zu bestimmen? In der Wirklichkeit decken sich Notwendigkeit und Möglichkeit. In der Verwirklichung können sie sich offenbar nicht decken, sonst wäre ja ihr Ziel erreicht und ihr Gegenstand wirklich. Sie müssen hier also auseinanderfallen. Andererseits können sie aber auch nicht ganz berührungslos auseinanderklaffen, sonst fiele jeder Wirklichkeitsanspruch hin; es könnte sich dann auch nicht um die Tendenz oder um einen Grad der Wirklichwerdung handeln. Also müssen Möglichkeit und Notwendigkeit sich hier partial decken.

In welcher Richtung ist nun diese Partialität zu suchen: überwiegt die Möglichkeit über die Notwendigkeit, oder diese über jene? Man überlege so: das Sichverwirklichende dringt nicht bis zur Wirklichkeit durch; es kann das offenbar nicht — wie immer die Gründe dieses Nichtkönnens beschaffen sein mögen. Es fehlt

an Bedingungen, d. h. es fehlt an der Möglichkeit. Und wo es sich, wie bei ethischen Ideen (etwa Idealen) um unendlich ferne Ziele handelt, die bloss annäherungsweise realisiert werden können, da ist offenbar das Fehlen der Möglichkeit nicht ein Specificum niederer Stufen, sondern ein Wesensmoment des zu Verwirklichenden selbst. Gleichwohl ist es offensichtlich niemals ein totales, sondern immer ein bloss partiales Fehlen der Möglichkeit. Alle erreichten und erreichbaren Verwirklichungsstufen, haben ja doch, „sofern" sie erreicht werden, den vollen Wirklichkeitswert.

Diesem partialen Fehlen der Möglichkeit entspricht aber kein partiales Aussetzen der Notwendigkeit. Verwirklichung fasst alles Erreichte bloss als Stufe zu etwas Weiterem auf. Dieses Weitere ist letzten Endes das Seinsollende selbst. Im Wesen des Sollens also liegt ein Hindrängen, eine Tendenz, eine Nötigung, die zurecht besteht, auch wenn sich ihr Gegenstand nicht verwirklichen kann. Modal verstanden kann das nur eine Notwendigkeit des Gegenstandes bedeuten, der die Möglichkeit zu seiner Wirklichwerdung fehlt. Das Eigentümliche dieser ethischen Notwendigkeit liegt nicht darin, dass sie an sich modal etwas neues, etwa eine neue Modalität überhaupt bedeutete; ihr Unterschied gegen theoretisch-ontologische Notwendigkeit besteht allein darin, dass sie ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, d. h. auf die realen Bedingungen der Wirklichkeit des Gegenstandes, diesen als notwendig setzt. Am Sein kommt das nicht vor; dort ist der Gegenstand nur notwendig, wenn alle Bedingungen seiner Möglichkeit erfüllt sind. Deswegen gibt es am gegenständlichen Sein auch kein Sollen.

Von hier aus lässt sich eine genaue modale Definition des Sollens geben — die selbstverständlich keine totale Definition ist, denn diese müsste in erster Linie strukturell sein. Im Sollen deckt sich die Möglichkeit nicht mit der Notwendigkeit; das ruhende Gleichgewicht beider ist aufgehoben, die Unruhe des Tendierens gesetzt. Und zwar neigt sich die Wagschale auf die Seite der Notwendigkeit; die Möglichkeit wiegt sie nicht auf. Jene hat die Übermacht, diese ist im Rückstande. Der modale Charakter des Sollens also ist nichts anderes als das „Übergreifen" oder „Hinausschiessen" der Notwendigkeit über die Möglichkeit. Daraus erklärt sich einfach und einsichtig der unvollständige Wirklichkeitswert der Verwirklichung: sein unbestimmtes Schweben zwischen Unwirklichkeit und Wirklichkeit beruht eben auf dem

Zurückbleiben seiner Seinsmöglichkeit hinter seiner Seinsnotwendigkeit.

Man kann gegen diese Bestimmungen einwenden, dass es sich im Sollen doch keineswegs um dieselbe Notwendigkeit handelt wie im Sein. Seinsgesetze z. B. haben keine Ausnahmen, sie bedeuten nichts anderes als das Nicht-anders-sein-können aller unter ihnen stehenden Fälle. Sollensgesetze dagegen haben keine Notwendigkeit dieser Art; die Spezialfälle unter ihnen, die Handlungen etwa, reichen beliebig weit von ihnen ab. Sie haben bloss „Nötigung", nicht Notwendigkeit.

Der Einwand beruht auf einem Missverständnis. Selbstverständlich ist ethische Notwendigkeit etwas anderes als Seinsnotwendigkeit. Aber diese Andersheit liegt nicht in ihrem eigenen modalen Wesen, sondern in ihrem verschobenen Verhältnis zur Möglichkeit. Reicht nämlich die Möglichkeit nicht an die Notwendigkeit heran, so können eben die besonderen Fälle dem Gesetz nicht entsprechen. Das Gesetz ist hier nichts als die Form der strukturellen Kehrseite des Notwendigen; der Spezialfall aber kann dieser Form nicht entsprechen, wenn ihm Bedingungen seiner Möglichkeit fehlen. So modifiziert sich an ethischem Gesetz die Notwendigkeit zur „Nötigung", einfach weil sie mehr verlangt, als den gegebenen Bedingungen nach geschehen kann.[1])

Dieser Zusammenhang erstreckt sich auch ins Negative. Wenn das Seinsollende Notwendigkeit ohne Rücksicht auf seine Seinsmöglichkeit hat, so muss das Nichtseinsollende unmöglich sein ohne Rücksicht auf seine Nichtseinsmöglichkeit. Wie das Gute ethisch notwendig, d. h. zum Sein nötigend ist, so ist das Böse ethisch unmöglich, d. h. zum Nichtsein nötigend. Dass das Böse keineswegs seinsunmöglich, ja im grossen Ganzen höchst wirklich ist, widerspricht dem keineswegs. Es ist die schlichte Folge davon, dass am ethischen Gegenstande die Möglichkeit des Nichtseins genau so weit hinter der Notwendigkeit des Nichtseins zurückbleibt, als die Möglichkeit des Seins hinter der Notwendigkeit des Seins. —

Die Verschiebung des Gleichgewichts der Seinskomponenten und der sich ergebende, eigentümlich praktische Charakter der

---

[1]) Für diese Fassung sprechen vor allem Kants Bestimmungen des Sollens, der Pflicht, der Nötigung u. a. m., in denen er die Unbedingtheit (den kategorischen Charakter der Forderung) häufig als Notwendigkeit bezeichnet.

Resultante kommen nicht allein der Bestimmung des Sollens zugute. Sie beleuchten auch eine ganze Reihe anderer ethischer Begriffe. Dahin gehört die Seinsweise des Wertes und des Wertträgers; vor allem aber die dynamischen Phänomene: Aktivität, Streben, Tendenz, Handlung, welche die Sphäre des Praktischen am schärfsten gegen die Statik der theoretischen Wirklichkeit abheben. Ihre Modalität ist genau die des Sollens. Es gehört zum Wesen aller Aktivität, dass eine Determination zu etwas anderem, Neuen vorliegt, die über die Bedingungen des Gegebenen hinausschiesst.

Weit schwerer aber fällt es philosophisch ins Gewicht, dass auch die ethische Freiheit einer modal-ontologischen Definition aus den gegebenen Bestimmungen heraus fähig ist. Zur Lösung der grossen Streitfrage, ob und wieso es ethische Freiheit gibt, trägt eine solche freilich nichts bei; wohl aber zur Klärung des Wesens der Freiheit selbst. Über dieses ihr Wesen besteht ja keineswegs allseitige Klarheit; am wenigsten wohl über ihren Seinsmodus. Und doch hängt am Seinsmodus nicht weniger als an ihren strukturellen Momenten das Verständnis der Sache.

Man versteht Freiheit gewöhnlich als die Möglichkeit, so oder nicht so zu handeln, ohne dass einen eine Notwendigkeit zum einen oder zum anderen hindrängt. Dieser Begriff der negativen Freiheit (Unbestimmtheit) stösst erstens psychologisch auf die grössten Schwierigkeiten und entspricht zweitens nicht einmal dem Wesen des Sollens, zu dem er das unentbehrliche Gegenstück bilden muss. Wenn Freiheit ein Überwiegen der Möglichkeit über die Notwendigkeit bedeutet, Sollen aber ein Überwiegen der Notwendigkeit über die Möglichkeit, so ist es ein barer Widersinn zu behaupten, die vom Sollen bestimmte Aktivität sei frei. Sie kann vielmehr nur frei sein, wenn das Verhältnis der Modalitäten im Sollen und in der Freiheit das gleiche ist.

Von Ethikern, die es mit dem Sollensbegriff ernst nehmen, ist diese negative Freiheit auch aufs schärfste abgelehnt worden. Man kann auch hierin wiederum von Kant lernen. „Freiheit im positiven Verstande“ ist nicht Freiheit vom Gesetz, sondern „Freiheit unter dem Gesetze“. In ihr ist nicht weniger Bestimmung als etwa im Naturgeschehen, sondern noch eine Bestimmung mehr, eben die der praktischen Nötigung zum Seinsollenden ohne Rücksicht auf dessen Seinkönnen oder Nichtkönnen. Hier ist von der

Naturnotwendigkeit nicht etwas abgezogen, sondern noch eine spezifisch andere, ethische Notwendigkeit hinzugefügt, deren struktureller Unterschied gegen jene darin besteht, dass sie nicht ein äusserer Zwang, sondern eine innere selbstgegebene Determination, nicht gegebenes Gesetz, sondern eigene „Gesetzgebung" ist.

Es handelt sich also gar nicht um ein Überwiegen des Könnens über das Sollen; es ist gar keine Freiheit der Möglichkeit, keine Freiheit „von" der Notwendigkeit. Sie steht in keinem Gegensatz zu irgend einer Notwendigkeit; wohl aber zur Möglichkeit. Sie bedeutet eine Forderung, die frei ist von der Rücksicht auf die Möglichkeit des Geforderten. Sie ist also — wenn überhaupt Freiheit „von" etwas, so jedenfalls Freiheit von der Möglichkeit. Kurz, sie ist Freiheit der Notwendigkeit, freies an keine Bedingungen gebundenes Hinausschiessen der Notwendigkeit über das erfüllte Wirkliche.

Diese Loslösung von den ermöglichenden Bedingungen ist im Prinzip eine absolute. Die ethischen Werte haben ihre Kraft der Sollensbestimmung aus sich selbst, rein a priori. Bedingungen ihrer Verwirklichung sind aber empirischer Natur. Eben diese werden im Prinzip übersprungen und gleichsam übersehen. Aber auch nur im Prinzip, in der Verwirklichung nicht. Diese geht im konkreten Schaffen auf. Wo die Bedingungen fehlen, müssen sie selbst erst geschaffen werden. Der absolute Wert überträgt sich mittelbar auf die Bedingungen seiner Verwirklichung; diese bekommen den abhängigen Wert des Mittels. So ist die Notwendigkeit im Sollen nicht „absolut" frei; es ist mit der blossen Forderung nicht getan. Sie muss die Möglichkeiten nach sich ziehen, zu sich heranbilden; sie muss die spröde Materie der menschlichen Handlung nicht nur leiten, sondern auch bewegen, sie auf dem Wege entlangwälzen, den sie vorzeichnet. So gibt es eine Rückgebundenheit der freien Notwendigkeit an die nachhinkende Möglichkeit, eine Begrenzung der ethischen Freiheit. Sie ist kein waghalsiges Spekulieren mit dem Unmöglichen, sondern schöpferische Verwirklichung, aktive Ermöglichung, die nur in ihren höchsten Ausblicken jenseits von Möglichkeit und Unmöglichkeit hinausragt. Das will die Sonderstellung der Platonischen „Idee des Guten" besagen, die allein von allen Ideen „jenseits des Seins an Würde und Kraft hinausragt".

V.

Es liegt nun nah, auch auf ästhetischem Gebiet nach einer Bestätigung des modalen Grundgedankens auszuschauen. Auch der ästhetische Gegenstand erhebt ja Anspruch auf einen bestimmten Wirklichkeitswert. Nur ist dieser wieder ein anderer, von dem des ethischen Objekts grundverschiedener; er ist auch entsprechend der komplizierteren und bislang weit weniger verarbeiteten Lage des Problems ungleich schwerer fassbar. Seine Fassung soll daher hier auch nicht durchgeführt, sondern mehr nur versuchsweise angedeutet werden.

Das ästhetische Objekt — etwa das Kunstwerk — hat zunächst einmal die volle Naturwirklichkeit; es ist in und an einer natürlichen Materie gebildet und ist mit dieser wirklich. Das gilt in mannigfaltigen Abstufungen von jeder Art Kunstwerk und jeder Art ästhetischem Objekt überhaupt. Das Eigentümliche aber ist dabei, daß nicht dieses Naturwirkliche an ihm das Ästhetische ist, sondern sichtlich etwas anderes, das sich hinter diesem wie hinter einer Oberfläche verbirgt.

Die ethische Verwirklichung hatte immer noch so viel mit der vollen Wirklichkeit gemein, dass sie wenigstens der Tendenz nach auf sie abzielte; nur dass sie sie eben nicht erreichen kann. Hier dagegen tritt eine Modalität auf, die sich in direkten Gegensatz zur Wirklichkeit setzt, die auch ihrer Tendenz nach etwas ihr Heterogenes ist, ja die erst in einem gewissen Tiefenabstand gegen sie zustande kommt. Wir haben hier nicht zu fragen, worin strukturell sich eine solche erfüllen kann; offenbar gibt es in ihrer Richtung noch Möglichkeiten, die sich von anderem als ästhetischem Gesichtspunkte aus nicht sehen lassen. Für unsere Frage genügt es die Konsequenz zu ziehen: das ästhetische Objekt, rein als ästhetisches genommen, muss seinem Seinsmodus nach noch weiter als das Seinsollende vom vollen Wirklichkeitswert entfernt sein — wie sehr es seiner äusseren Existenz nach auch an diesen gefesselt bleibt. Man kann das in Form einer Proportion zusammenfassen: der ästhetische Wirklichkeitsanspruch muss sich zur Verwirklichung verhalten, wie diese zur Wirklichkeit. Was freilich nicht mathematisch genau zu nehmen ist.

Dass im Wirklichkeitsanspruch des ästhetischen Gegenstandes sowohl Möglichkeit als Notwendigkeit vertreten sein müssen, unterliegt keinem Zweifel; ohne die eine von ihnen käme überhaupt

kein Wirklichkeitsanspruch zustande. In der vollen Wirklichkeit nun war Gleichgewicht zwischen ihnen, in der Verwirklichung war ein Übergewicht der Notwendigkeit. Wie nun beim Übergang zur Verwirklichung das Gleichgewicht aufgehoben wurde, so muss beim Übergang zum ästhetischen Wirklichkeitswert auch das Übergewicht der Notwendigkeit aufgehoben werden. Es fragt sich nur, wohin die Aufhebung weiter führen kann. Die Antwort ist leicht; es gibt rein kombinatorisch überhaupt nur noch ein einziges drittes Verhältnis zwischen Möglichkeit und Notwendigkeit: das Überwiegen der Möglichkeit über die Notwendigkeit und das Zurückbleiben der Notwendigkeit hinter ihr.

Darin haben wir erstens die genaue Umkehrung des Komponentenverhältnisses der Verwirklichung und zweitens die grösste modale Entfernung vom theoretischen Wirklichkeitsmodus. Sucht man nun für diesen eigenartigen Wirklichkeitswert eine gangbare Bezeichnung, so drängt sich der Ausdruck „Entwirklichung“ auf. Darin liegt beides: Entfernung von der Wirklichkeit und Umkehrung der Verwirklichung.

Es mag fraglich bleiben, ob sich der Entwirklichungsbegriff durchführen lässt. Immerhin kann man leicht sehen, dass er gewissen Anforderungen des ästhetischen Gegenstandsproblems recht genau entspricht. Er bedeutet nicht „Entwirklichtheit“, Losgelöstheit von aller Wirklichkeit, sondern nur die „Loslösung“ von ihr, eine Tendenz von ihr fort — zum Erschliessen neuer, unwirklicher Möglichkeiten, zu deren Realisierung keine Notwendigkeit zwingt. Entwirklichung hält also immer noch an einer gewissen Wirklichkeitsbasis fest, die sie nicht unter den Füssen verlieren darf. Sie kommt eben immer von irgend einer Wirklichkeit her. Die ästhetische Höhe eines Kunstwerks wird freilich im allgemeinen mit der Grösse der Entfernung gegen die entsprechende Naturwirklichkeit steigen und sinken; aber sie kann bei aller Kühnheit des Wurfes den mütterlichen Boden der natürlichen Realität nicht ganz preisgeben. Den unvermeidlichen Einschlag an Realismus kann kein Stil und keine „Form“, noch irgend eine Ideenbildung überflüssig machen.

Auch auf ästhetischem Gebiet gibt es Freiheit. Aber sie ist hier etwas ganz anderes als die ethische Freiheit. Sie ist nicht Freiheit des Willens, sondern des Schaffens. Sie ist auch nicht „Freiheit zu etwas“ wie die ethische, in ihr nötigt nichts; sondern nur „Freiheit von etwas“. In ihr ist kein Hinzukommen

neuer Notwendigkeit, vielmehr eine Loslöung aus dem Nexus des Naturnotwendigen; das Schaffen, das aus ihr resultiert, ist nicht mehr gebunden an gegebene Gesetze, es schafft sich selbst eigene Gesetze für seinen Gegenstand, und zwar für jeden Fall. Das alles erklärt sich einfach an dem modalen Charakter dieser Freiheit: sie ist keine Freiheit der Notwendigkeit von der Möglichkeit, sondern eine Freiheit der Möglichkeiten von aller Notwendigkeit.

Eben darum führt sie auch zur Entwirklichung und nicht zur Verwirklichung. Notwendigkeit tendiert unter allen Umständen der Wirklichkeit zu, auch wenn es ihr nicht möglich ist sie zu erreichen; isolierte Möglichkeiten dagegen führen von ihr ab. Aber diese niedere modale Stufe, die der ästhetische Gegenstand zeigt, ist nicht ein Nachteil, nicht eine Schwäche desjenigen Schaffens, das ihn zeitigt. Gerade dadurch eben ist dieses ein unbeschränktes Schaffen, d. h. ein absolut freies. Handlung ist immer gebundenes Schaffen; sie arbeitet auf die Wirklichkeit ihres Gegenstandes hin, und da es ihr an der Möglichkeit dazu mangelt, so bleibt sie vor der ewigen Aufgabe stehen und kommt über relative Verwirklichungsstufen nicht hinaus. Ästhetisches Schaffen besitzt absolute Freiheit. Es braucht eben nicht auf die Wirklichkeit seines Objekts hinzuarbeiten; seine Möglichkeiten bedürfen daher gar nicht der sie erfüllenden Notwendigkeit. Seine Aufgabe ist nicht ewig. Es kann plötzlich am Ziel stehen, es kann mit einem Schlage, einem glücklichen Griff die Vollendung erreichen, denn dieses Ziel, diese Vollendung liegt gar nicht im Reich des Wirklichen. Sie liegt weit von diesem ab, im unendlichen Gebiet des Möglichen, Unwirklichen, das überhaupt nicht erarbeitet, sondern nur erschaut wird.

Der ethische und der ästhetische Gegenstand zeigen eigenartige Seinsweisen, die man als sekundäre Modi der Tafel der fünf primären eingliedern kann. Ihre Stellung zu den letzteren kann nach ihrer Analyse nicht mehr im Unklaren sein. Zunächst gehören sie in die Gegensatzsphäre von Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Ferner sind sie offenbar Zwischenglieder inbezug auf diese beiden; sie füllen die Lücke zwischen ihnen aus. Dabei kommt sichtlich Verwirklichung näher der Wirklichkeit, Entwirklichung näher der Unwirklichkeit zu liegen; sodass die ganze Sphäre eine geschlossene viergliedrige Reihe zeigt. Schliesslich

entsprechen zugleich die beiden Mittelglieder annähernd der modalen Stufenhöhe von Möglichkeit und Notwendigkeit in der anderen Sphäre. Tatsächlich ist ja in der Entwirklichung die Möglichkeit, in der Verwirklichung die Notwendigkeit das überwiegende Element.

	—	↑ Wirklichkeit (Möglichk. + Notwend.)
	Notwendigkeit	Verwirklichung (überwiegende Notw.)
(Indifferenz von Wirkl. und Unwirkl.)	Möglichkeit	Entwirklichung (überwiegende Mögl.)
	—	Unwirklichkeit (Indifferenz von Mögl. und Unmögl.)
	Unmöglichkeit	—

So bekommt man eine siebengliedrige Tafel der Modalität, in der zugleich die beherrschenden Modi der philosophischen Teilgebiete präformiert sind. Diese Tafel ist rein ontologisch in dem gesuchten Sinne: alle ihre Modi sind Seinsweisen des Gegenstandes, nicht Gewissheitsgrade des Erkennens. Sie sind von den letzteren vollkommen unabhängig. Ihr System sollte daher als die eigentlich „logische" Stufenordnung der Modalität gelten, während der Klimax der Gewissheitsgrade eine bloss untergeordnete „methodologische" Bedeutung zukommen dürfte, die zwar vom Gang der Erkenntnis nicht abzutrennen, aber auf die Seinscharaktere des Gegenstandes nicht übertragbar ist. So wenigstens würde es der altbewährten Einstellung der Logik auf den Sachgehalt und ihrer Gleichgültigkeit gegen die Erkenntnisweise entsprechen.
